

128

Intro/Impressum	5
Fabeltiere und doppelte Brüste	6
Sehnsucht nach Licht und Ferne	9
Bildform und Aussage sind eins	12
Ein Gewinn für alle	14
Fabulierlust und Realitätssinn	16
Der Wert des Menschen	18
Messe für Hasardeure	21
Von der Kunst, ein Teehaus zu bauen	22
Sich opfern für die Liebe	26
Askese muß man sich leisten können	30
Shortcuts	34



AUFSTAND !

21.10.17
— 14.1.18

**Renaissance, Reformation,
Revolte im Werk von**

Käthe Kollwitz

Museum im Kulturspeicher Würzburg

www.kulturspeicher.de

Käthe Kollwitz
Museum Köln
Kreissparkasse Köln



Würzburger Kulturstiftung



Museum im
Kulturspeicher
Würzburg

Museum im
Kulturspeicher
Würzburg

21.11.

6 Tage, 5 Nächte, nonstop!

26.11.17

WÜRVAR

Bürgerbräugelände

Tickets im Falkenhaus
(Marktplatz 9) oder auf
www.wurvar.de

Würzburg macht Weltrekord.

DIE LÄNGSTE VARIETÉ-SHOW DER WELT!

Anzeige

bungalow
Kreativbüro

Bezirk
Unterfranken

STADT
WÜRZBURG

BÜRGERBRÄU TeamFestkultur



TAKE NET

BÜRGERBRÄU

Sparkasse
Mainfranken Würzburg

STADTBAU



Mainfrankenbahn
Main-Spessart-Express

Köhlers



Spaß

printipia

Bürgerbräu
Bürgerbräu
Bürgerbräu

Peter Wölfels Welten einfach Mensch sein!



KUNSTHALLE
SCHWEINFURT

Rüfferstraße 4
97421 Schweinfurt

Di-So 10-17 Uhr
Do bis 21 Uhr

www.kunsthalle-schweinfurt.de

Peter Wölfel
10. 11. 2017 – 21. 01. 2018



Intro

Grau! Passend zur Jahreszeit klärt uns das Prospekt eines Bekleidungs Herstellers auf, daß „der wichtigste Pullover im Leben eines Mannes grau“ sei. An einer grauen Maus sieht offenbar in der grauen Jahreszeit ein grauer Pullover am elegantesten aus. Daraus folgt: Aus einer grauen Maus wird eine elegante, graue Maus. Schön!

Vor Jahren äußerte sich einmal die Tante eines ortsansässigen, sattem bekannten Künstlers, welche ein Faible für kräftige Farbkombinationen in Verbindung mit der eigenen Garderobe hatte, zu selbigem: „Euch Künstler kann man bei einer Vernissage leicht erkennen, ihr tragt immer Schwarz. Seid ihr depremiert? Verkauft ihr so wenig?“ Nun, dies ist nicht ganz von der Hand zu weisen, auch heutzutage. Jetzt endlich der aufhellende Lichtblick: Nun müssen zumindest die Künstler nicht mehr Schwarz tragen. Grau ist das neue Schwarz. Auch wenn die Aussichten nebligtrübe bleiben.

Eine ganz andere Hiobs-Werbebotschaft trifft dagegen das weibliche Geschlecht mit voller Härte. Darin verkündet ein Kapsel-Hersteller die von Wissenschaftlern und Frauen offenbar bestätigte Tatsache, daß „tatsächlich die Haare vermehrt im Herbst ausfallen!“ Nicht nur graue. Keine fake news, keine alternativen Fakten, kein schwachsinniger Präsidenten-Tweet! Alles wissenschaftlich erwiesen und wohl nachzulesen im British Journal of Dermatology.

Nun müssen sich die Männer, ganz in grauer Tristesse, auch noch mit kahl werden Ehefrauen, Freundinnen, Göttinnen auseinandersetzen. Und das kurz vor Weihnachten! Sollten also bei Vernissagen oder anderen kulturellen Ereignissen verstärkt bunte Mützen auf hübschen Köpfen auftauchen, wissen wir warum. Darunter wird es licht.

Aber, das sind die guten Nachrichten, es gibt die passenden Kapseln dagegen – gegen Entgelt freilich. (Immerhin erleichtert dieser Glücksfall manchen Männern die Suche nach dem praktischen Geschenk für den Gabentisch.) Erfolge zeigen sich schon im Frühjahr, im März werde dann wieder ein Höhepunkt erreicht. Versprochen! Es braucht nur ein bißchen Geduld und das passende Aktiv-Dragee. 300 davon werden reichen. 100%ig!

Jahreszeitlich bedingter Haarausfall ist also kein Grund zur Panik, ganzjähriger dagegen schon. Die männliche Haarkrone der Schöpfung ist leider dafür anfällig, unabhängig von Wind, Sonne, Regen, Schnee, Eis und Hagel, mit oder ohne Festigerspray. Irgendwann hat sich das Bemühen, die spärlichen, langen Überbleibsel vom rechten Ohr am Kopf hinten herum oder überwurfsmäßig zum linken hin zu fixieren auch erledigt. Halb zog er ihn, halb sank er hin, der letzte, dünne Büschel. Vorhang fällt! Ende! Aus!

Immerhin, so läßt sich Geld sparen für andere Stärkungsmittel. Oder gar Kunst? Starten Sie also gut bemüht, bunt oder grau, in die herbst-winterliche Kultur-Saison.

Die Redaktion

nummer einhundertachtundzwanzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –

Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare

Herstellung:

kraus print u. media GmbH & Co. KG,
97618 Wülfershausen

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Eva-Suzanne Bayer,
Renate Frey Eisen [frey], Katja Tschirwitz [tw],
Christiane Gaebert, Ulrich Karl Pfannschmidt,
Frank Kupke [kup], Nik Schölzel, Christoph
Irrgang, Melanie Thorun, Peter Leutsch.

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe: Pantone 7544 C

LAYOUT

Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:

€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Gewerbliche Anzeigen:

€ 80 Viertelsteite 77,5 x 100

€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 100 Halbe quer 160 x 100

€ 200 Ganze Seite 186 x 246

€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft

Förderverein Kurve e.V.

€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft

€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft

€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.

Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,

wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:





Anita Rée (1885–1933) Selbstbildnis, um 1913, Kohle und Aquarell, 44,5 x 32 cm
© Hamburger Kunsthalle / bpk Foto: Christoph Irrgang

Fabeltiere und doppelte Brüste

Hamburger Kunsthalle zeigt eine fulminante Retrospektive der Malerin Anita Réé

Von Katja Tschirwitz

Von Würzburg aus ist die Hamburger Kunsthalle flugs erreicht. Der ICE bewältigt die Distanz zwischen den Städten in schwindelerregenden 3 Stunden und 24 Minuten (ab Jahreswechsel soll es sogar noch schneller gehen), und vom Hamburger Hauptbahnhof aus fällt man den heiligen Hallen quasi direkt vor die Haustür. Ein solcher Spontanbesuch ist Kunstfreunden bis zum 4. Februar besonders zu empfehlen, denn bis dahin zeigt die Kunsthalle neben zahlreichen weiteren Ausstellungen eine fulminante Retrospektive zur Malerin Anita Réé.

1885 in Hamburg geboren, feierte Anita Réé zu Lebzeiten große Erfolge. Nach ihrem Freitod im Jahr 1933 geriet ihr umfangreiches Schaffen jedoch in Vergessenheit, bis man es in den 1980er Jahren ausgrub, erforschte und nun in seiner ganzen Bandbreite der Öffentlichkeit vorstellt – die enthusiastisch reagiert. Tatsächlich reibt man sich ungläubig die Augen ob Réés zeichnerisch-malerischer Virtuosität, Phantasiefülle, Themenvielfalt und menschlichem Einfühlungsvermögen. Und kann es gar nicht fassen, dieser großen Malerin erst jetzt zu begegnen. Die Hamburger Retrospektive zeigt in elf Räumen rund 200 ihrer Werke, wobei der Bestand der Hamburger Kunsthalle durch Leihgaben aus Deutschland, England, der Schweiz und den USA ergänzt wird. Die Ausstellung folgt Réés Lebensstationen, präsentiert ihre Kunst aber auch nach Themen und Werkgruppen, von impressionistischer Freilichtmalerei über mediterrane Landschaften bis hin zu Gemälden im Stil der Neuen Sachlichkeit. Als Tochter einer Venezuelanerin und eines jüdischen Hamburger Kaufmanns war Réé eine dunkle, herbe Schönheit, die in Hamburg wohl schon durch ihr Äußeres Aufsehen erregte. Im Alter von 19 Jahren wird sie Malschülerin des Hamburger Impressionisten Arthur Siebelist, bei dem sie rund fünf Jahre studiert – privat und teuer bezahlt, da Frauen noch nicht offiziell zum Kunststudium zugelassen sind. Im Winter 1912/13 bildet sie sich in Paris fort, lebt aktiv und rege, reist nach Tirol, um sich von Felsmassiven, Schluchten und Bergspitzen anregen zu lassen, die sie in prismatischen Farbformen auf Leinwand bannt. Ihrer Sehnsucht nach Sonne und Süden verleiht sie um 1920 mit leuchtenden Fruchtstilleben Ausdruck. Wenig später reist sie, die sehr

gut Italienisch spricht, ins Fischerdorf Positano an der süditalienischen Amalfiküste, wo sie drei Jahre lang lebt und arbeitet. Von hier aus erkundet sie die Inseln Sizilien und Pantelleria, Rom, Neapel, Assisi, Florenz und Ravenna. In Italien malt Réé neben ausdrucksstarken Porträts der Landsleute geisterhafte, kubische Landschafts- und Architekturbilder von steilen Treppen und engen Gassen, darunter das Gemälde „Weiße Nußbäume“, das sie selbst als ihr bedeutendstes Bild ansieht. In Hamburg lösen Réés anti-romantische Italienbilder einhellige Begeisterung aus, bringen ihr überregionale Anerkennung und zahlreiche Aufträge. Mit Mitte dreißig hat sie sich als Künstlerin etabliert. Besonders berühren Réés Kinderporträts, auf denen sie ihre Modelle als Persönlichkeiten mit unantastbarer Würde zeigt. Besonders interessieren die Malerin, die zwar einige Beziehungen, aber keine Kinder hatte, junge Menschen an der Schwelle zur Pubertät: Ein etwa 12jähriger Junge, ganz in sich selbst und seine Gedankenwelt versunken, hält ein großes, schwarzes Kaninchen auf dem Schoß und streicht ihm mit knöchigem Handgelenk übers Fell. Der bleichen Gesichtsfarbe eines kranken Jungens mit dunklen Augenschatten verleiht Réé einen bläulich-grauen Ton, was ihn besonders zerbrechlich und hilflos erscheinen läßt. Fasziniert vom Fremden, das sie in Hamburg ja selbst verkörpert, malt Réé auch ein farbiges Mädchen und einen jungen Chinesen.

Réé arbeitet langsam, beharrlich und fast immer mit Vorzeichnungen, die sie manchmal im fertigen Bild durchschimmern läßt. Charakteristisch für ihre reifen Bilder sind klare Konturen und flächig aufgetragene Farben, orientiert am Stil der Neuen Sachlichkeit, aber auch an den Meistern der italienischen Frührenaissance, die sie in Italien unmittelbar erlebt. Ihre Gemälde zeigen Einflüsse von Paul Cézanne, Paula Modersohn-Becker und Pablo Picasso – obwohl dessen Bilder sie nach eigener Aussage oft mit „gähnender Langeweile“ erfüllen. Häufig hat sich Anita Réé selbst porträtiert, mit vorspringendem Kinn, markanter Nase und dichten Brauen à la Frida Kahlo. Das Lieblingsbild der Hamburger, Réés „Selbstbildnis“ von 1930, zeigt sie im Alter von 45 Jahren. Auf keinem ihrer Selbstporträts lächelt sie, auch hier nicht. Unverwandt blickt sie den Betrachter an, aufmerksam und selbstbewußt, aber auch

skeptisch und melancholisch. Nachdenklich hat sie eine Hand an die Wange gelegt, die andere ruht unterhalb des Schlüsselbeins. Vor Grün gelb, fast schwefelglühendem Hintergrund offenbart sich Rée in aller Blöße, nur mit einem Ohrring aus roter Koralle bekleidet. Wenn Rée Frauen porträtiert, zeigt sie diese fast immer „pur“ – vielleicht mit einer Blüte geschmückt, aber sonst ohne Accessoires und Hinweise auf ihren Status.

Bei Männern verfährt sie anders: Den damaligen Direktor der Hamburger Kunsthalle, Gustav Pauli, zeigt sie vor einer klassizistischen, museumsähnlichen Architektur. Ein anderer posiert vor einem Stapel Bücher, die seine Intellektualität unterstreichen sollen. Während Rée sich den Frauen empathisch nähert und ihre Körper sanft modelliert, überzeichnet sie bei Männern deren körperliche Merkmale und schrammt dabei oft haarscharf an der Grenze zur Karikatur à la Otto Dix entlang.

Auch Rées Faszination für fremde Kulturen treibt überraschende Blüten: Mit unbezähmbarem Gestaltungsdrang und sichtbarer Lust am Dekorativen hat die Künstlerin mehrere Holzschränke mit Affen und Papageien verziert, bunte Bilder mit indisch inspirierten Fabeltieren gemalt und humorvoll-erotische Doppelbüsi-Karten⁴ gestaltet. Diese mit Brüsten und Ornamenten wild beklebten Postkarten schickt Rée an gute Freunde (wo sie zum Glück auch ankommen.

1930 stirbt Rées Mutter. Von der NSDAP als Jüdin denunziert und überanstrengt von einigen großen Wandgemälden, siedelt Anita Rée 1932 auf die Insel Sylt über. Hier malt sie, fast ausschließlich in Aquarell, die karge Dünenlandschaft und verirrte Tiere im Schnee. Sie liebt einen Mann, der ihre Gefühle nicht erwidert, fühlt sich einsam und ist dabei



enorm produktiv. Immer wieder empfängt sie Besuch auf der Insel, denkt im Herbst 1933 noch über Reisen nach Spanien und in andere Länder nach.

Am 12. Dezember nimmt Anita Rée sich mit einem Schlafmittel das Leben. Sie hat ein überquellend reiches Schaffen hinterlassen, das höchste Maßstäbe setzt.

Als „entartete Kunst“ sollten 1937 alle sieben Gemälde von Anita Rée aus der Hamburger Kunsthalle entfernt werden.

Der damalige Hausmeister der Kunsthalle, Wilhelm Werner, versteckte die Bilder jedoch geistesgegenwärtig in seiner Wohnung und stellte sie später stillschweigend wieder ins Depot zurück. ¶

Bis 18. Februar 2018

Anita Rée (1885–1933), „o Blaue Frau, vor 1919, Öl auf Leinwand, 90 x 69 cm Privatbesitz Foto: Christoph Irrgang



Hans Neumann, Talfahrt, 1906, Farbholzschnitt, Sammlung Felix Häberle, München

Sehnsucht nach Licht und Ferne

Holzschnitte um 1900 im Deutschordenschloß in Bad Mergentheim

Von Angelika Summa

Während manche immer noch den warmen, ach so schnell verschwundenen Sommertagen nachjammern, kann es dem Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim mit dem Winter nicht schnell genug gehen. „Endlich Schnee!“ hallt es dem Besucher des Deutschordenschlosses in Bad Mergentheim freudig entgegen. Der jauchzende Titel der Ausstellung mit über 120 Exponaten von Winterlandschaften ausschließlich in Holzschnitt aus der Zeit des Jugendstils verspricht die Erfüllung der Freuden, die die kalte Jahreszeit dem sinnesempfindlichen Menschen bietet und die er, einmal gespürt und beeindruckt, von Kindheit an, Zeit seines Lebens, nie mehr vergißt: verschneite Landschaften, in der die Zeit still zu stehen scheint, die besänfti-

gende Kraft des alles überdeckenden Schnees, der jeden Laut schluckt, das Weiß mit seiner angenehm klirrenden oder beißend knirschenden Kälte. Und die Ausstellung - sie entstammt zum größten Teil der mehr als 2 500 Blätter umfassenden Sammlung des Münchners Felix Häberle, ergänzt mit Werken aus der museumseigenen Sammlung - hält dieses Versprechen auch. Pieter Bruegel der Ältere (1525-1569) hatte das Thema Winter - seine „Jäger im Schnee“ wurden früher in der Schule besonders gerne für Bildbeschreibungen herangezogen - in die Kunst eingeführt, und es wurde seitdem im Holzschnitt gerne aufgegriffen.

Die meisten Blätter der Schau in Bad Mergentheim zeigen genau diese romantisch-kontemplative Sicht von Schnee, in der man um die Jahrhundertwende,

der Entstehungszeit der Holzschnitte, noch unbekümmert schwelgen konnten. Damals waren der Klimawandel und seine Folgen noch kein Begriff.

Da wären zum einen die erstklassigen Farbholzschnitte von Oscar Droege (1898–1983), „Rauhreif“ und „Tannen vor Hochgebirge“, aus denen fast eine religiöse Ehrfurcht vor der Schöpfung spricht. Das betrifft besonders das Tannenbild, wenn vor den majestätischen Berggipfeln die durch Wind und Wetter zerzausten Bäumen aufragen. Droege Landschaften sind menschenleer, nur die Schneemassen und, mit ihr einhergehend, Stille und Konzentration, herrschen. Wie man sieht, war Oscar Droege ein Meister im Farbholzschnitt, der seinem Wintermotiv malerische Qualitäten entlockt: Der Schnee ist nicht nur weiß, son-

dern rosa, grau, blau in sämtlichen Abstufungen. Der Farbholzschnitt ist eine Hochdrucktechnik, die im 19. Jahrhundert eine Renaissance erlebte. Womöglich kommt die Vorliebe des Jugendstils für einfache, flächige Formen und die schwungvolle Linie hier gut zur Geltung. Die Druckform wird so in die Holzplatte geschnitten, daß nach dem Einfärben mit Druckfarbe nur die hochstehenden Teile der Platte mit dem Papier in Berührung kommen, während die tieferliegenden Teile „leer“ bleiben. Für jede Farbe muß eine eigene Druckform geschnitten und in das Bild entsprechend eingepaßt werden.

Farblichen und formalen Reichtum setzt Karl Johne (1887–1995) in „Bergwinter“ ein. Die Äste der Nadelbäume brechen fast unter der Last des Schnees. Johne stellt die Natur weniger heroisch dar, sondern



Leopold Blauensteiner, Holzsammlerin, Original-Holzschnitt (VG Bild-Kunst), Foto Besserer, Lauda-Königshofen



Moritz von Gruenewaldt, *Sitzender Fuchs*,
Farbholzschnitt, Foto Besserer, Lauda-Königshofen

vom Menschen begleitet, einem Skifahrer, der hier in dem klar gegliederten Bild die Mitte in Rückenansicht einnimmt und sich angesichts der vor ihm ausbreitenden Landschaft in Kontemplation versinkt. Komposition und Thema erinnern an Caspar David Friedrichs „Wanderer im Nebelmeer“ (1818). Daneben zeigt Hans Neumann mit seinem Paar auf dem Rodelschlitten („Talfahrt“, 1906) die pure Lebenslust beim Wintersportvergnügen. Dekorative Wirkung entfaltet der Schlittschuhanzug des Paares von Johanna Metzner. Tiere wie Rehe und Füchse beleben die Szenerie.

Die Qualität der Sammlung Häberle liegt nicht in der Präsenz großer Namen, obwohl auch bekannte Künstler wie Carl Moll, Walther Klemm und Carl Thiemann, von dem man 20 Arbeiten sehen kann, darunter sind, sondern in der Konzentration auf einen Aspekt, den Farbholzschnitt zu Zeiten der Jahrhundertwende zwischen 1890 bis 1914. Diese Leidenschaft für das Thema beachtet auch unbekannt Namen, die man wiederentdecken kann. Besonders erfreulich: Hier werden nicht nur Künstler, sondern auch Künstlerinnen berücksichtigt. Frauen, die Künstlerin werden wollten, hatten es in der damaligen Zeit besonders schwer, eine gute Ausbildung zu erhalten. An der Münchner Kunstakademie wurden sie erst ab 1919 zugelassen. Nur Privatschulen, die aber bezahlt werden mußten, nahmen auch weibliche Schüler auf. Das Niveau dieser Schulen war sehr unterschiedlich,

der Kampf von Künstlerinnen um öffentliche Anerkennung war ungleich härter als bei den Männern. Hedwig Jarke (1882 – 1949) ist im Deutscherherrenschloß mit ihrem Farbholzschnitt „Zwei Birken im Schnee“ (1907) dabei. Es ist ein hochrechteckiges Blatt. Das lange Format unterstreicht die extreme Zartheit der dünnen Birkenstämmchen, die in grauweiß bestäubten Blätterfransen enden. Der rhythmische Linienfluß vor gelblicher Fläche ohne Zentralperspektive und die atmosphärische Klarheit verdeutlichen die Inspiration durch die japanische Kunst, was Hedwig Jarke noch durch ihre stempelartige, rote Unterschrift unterstreicht.

Durch die beginnende Industrialisierung und ihre einschneidenden Veränderungen bis hin zur Festigung von sozialen Mißständen, entdeckten die Städter die Landschaft als Ort der Sehnsucht nach Licht und Luft und Ferne wieder, während der Winter in der Stadt für Arme und Obdachlose eine existentielle Bedrohung darstellte; Richard Graefs „Schlafender im Schnee“ wird zu einem Symbol der Hoffnungslosigkeit. Auch dies wird zum Thema der Kunst: Der Holzschnitt „Holzsammlerin“ (oder Kohlegläuberin?) in kontrastreichem, harten Grau und dunklen Konturen des Österreichers Leopold Blauensteiner (1880–1947) zeigt keine Spur von Idylle, sondern bittere Armut und die gute Beobachtungsgabe des Künstlers. Blauensteiner war 1939 Leiter der NS-Reichkulturkammer, auf Bitten von Kollegen, die einen deutschen Kommissar befürchteten (siehe Galerie Walfischgasse (Hrsg.), Leopold Blauensteiner, Das frühe Werk, Wien 2017, S.14).

Wer beim Gang durch die reichhaltige Ausstellung mit ihren ergänzenden Facetten wie einem alten Holzschlitten aus Nitzenhauen, einer winterlichen Puppenstube aus dem Erzgebirge, Papiertheaterkulissen und einer Ausstellungsreihe nostalgischer Skier (immer nur einem) müde geworden ist, kann sich im Liegestuhl der „Schnee-Oase“ ausruhen und/oder mit dem Schneemann aus (fast) echtem Pulverschnee fotografieren lassen. ♪

Bis 18. Februar 2018



Bildform und Aussage sind eins

Der Zyklus „Bauernkrieg“ von Käthe Kollwitz im Kulturspeicher

Von Eva-Suzanne Bayer

Wie eine Mensch gewordene Flamme steht sie da. Den Rücken dem Betrachter zugewandt, leicht schräg geneigt, die Arme abgewinkelt überm Kopf, mit Falten züngelndem Rock, von den leicht erhobenen linken Zehen bis in die gekrümmten Fingerspitzen ganz lodernde Energie. Vor ihr und von ihrer Gestalt überschritten, rast ein Trupp Männer, bewaffnet mit Sensen und Heugabeln, keilförmig zusammengedrängt - schon die Formierung ist eine Waffe - von rechts nach links. Selbst die flatternde Fahne bildet ein Dreieck, das die Stoßrichtung des entfesselten Aufbruchs unterstreicht. Allein dieses Blatt, die Nummer 5, betitelt „Losbruch“, im Zyklus „Bauernkrieg“ von Käthe Kollwitz (1867-1945) belegt, mit welcher Raffinesse die Künstlerin jede ihre Arbeiten inszenierte und eine Bildregie entwickelte, die den damals noch jungen Medien Fotografie und Film sehr nahe stand. Zum diesjährigem 150. Geburtstag der Künstlerin stellte das Käthe-Kollwitz-Museum Köln eine Ausstellung rund um den zweiten großen Radierzyklus „Bauernkrieg“ zusammen, die im Kulturspeicher Würzburg mit dem Titel „Aufstand! Renaissance, Reformation, Revolte im Werk von Käthe Kollwitz“ gastiert. Daß Kollwitz 1907 - vor 110 Jahren - den von Max Klinger gestifteten Villa Romana-Preis bekam und sich mehrere Monate in Florenz aufhielt (was einigen Einfluß auf die Formulierung besonders der Schluß-„Szenen“ des Zyklus hatte), rundet die runden Daten um den „Bauernkrieg“ noch auf. Fällt der Name „Käthe Kollwitz“, so huschen gleich Assoziationen an Sozialismus und „Nie wieder Krieg!“ (so den Titel ihrer wohl berühmtesten Graphik) durch den Kopf, an Kampf um soziale Gerechtigkeit, an Mahnmale für „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ (in der Neuen Wache Berlin), an aufrüttelnde Plakate um Hunger und Not des ehemals 4. Standes - und an viel Pathos, das uns coole Spätgeborene immer ein wenig peinlich berührt. Wieviel echtes Pathos (Leiden) aber gerade bei Kollwitz und ihren empathischen Zeitgenossen dahintersteckte - und damit wieviel „Authentizität“

und Erfahrung - , wieviel kluges, künstlerisches Kalkül, das bleibt vielen heute verborgen. Denn bei jedem einzelnen Blatt rang die Künstlerin intensiv um Komposition und Lichtführung, die sie allein in den Dienst des Ausdrucks stellte. Sie reduzierte und verdichtete, nutzte Pathosformeln der christlichen Kunst und setzte diverse Radiertechniken ein, um die Kraft ihrer Aussage zu verstärken.

Das zeigt die Ausstellung in zahlreichen Zeichnungen, Studien, Drucken von diversen Zustandsplatten, auch von Druckplatten selbst. Einige Arbeiten aus Leihgaben anderer Museen, aus Privatbesitz und eigenen Beständen runden die Präsentation ab. Mit ihrem ersten Radierzyklus „Ein Weberaufstand“ (1893-98) - auch er ist in Würzburg zu sehen - basierend auf dem historischen Ereignis von 1844 und auf Gerhardt Hauptmanns Stück „Die Weber“, dessen Uraufführung Kollwitz 1893 gesehen hatte, erlebte sie 1898 ihren künstlerischen Durchbruch. In sechs Szenen schildert sie hier zuerst die unerträgliche Situation der schlesischen Weber, ihren Aufbruch in die Revolte und ihr tragisches Scheitern. Max Liebermann war so begeistert von dem Zyklus, daß er Kollwitz für die Goldmedaille auf der Großen Berliner Kunstausstellung vorschlug und auch bei der Jury durchsetzte.

Doch Kaiser Wilhelm erhob Einspruch: Der Kunstpreis solle nicht durch eine Frau herabgewürdigt werden. Ganz sicher paßte ihm aber auch das Thema nicht.

Schon 1899 entstanden erste Zeichnungen zum Blatt „Losbruch“. Kollwitz hatte die 1893 erschienene illustrierte Ausgabe von Wilhelm Zimmermanns Sachbuch über den Bauernkrieg 1524/25 gelesen und plante zunächst eine farbige Lithographiereihe, die, wie die „Weber“, sechs Blatt umfassen und dramaturgisch ebenso aufgebaut sein sollte wie diese: Exposition, Peripetie, Krisis und tragisches Finale. Zwei Parisaufenthalte (1901 und 1904), die Begegnung mit den großen Revolutionsgraphiken in Frankreich und mit französischen Künstlern (u.a. mit Auguste Rodin) ließen sie jedoch ihre Pläne ändern. Der



Käthe Kollwitz, *Die Pflüger*, Blatt 1 der Folge *Bauernkrieg*, vor Mitte Januar 1907, © Käthe Kollwitz Museum Köln

wesentliche Impuls kam aber von der „Verbindung für historische Kunst“, der Kollwitz 1904 die Radierung „Losbruch“ vorlegte und die die Künstlerin beauftragte, den geplanten Zyklus „Bauernkrieg“ als Vereinsgabe zu schaffen. 1908, nach ihrem Florenz-Aufenthalt, legte sie letzte Hand an das Schlußblatt „Die Gefangenen“ an.

Durch die zahlreichen Zeichnungen, Studien, Skizzen und Zustandsdruck, kann man in der Ausstellung der Künstlerin nahezu beim Denken und Entwickeln ihrer Ideen zusehen. Manchmal sind es nur minimale Veränderungen die sie vornimmt, eine andere Fingerhaltung, ein anderer Lichteffect, die jedoch die letztliche Aussage zuspitzen. Gerade bei den ersten Entwürfen zeigt sie sich noch als Erbin der hochgeschätzten Historienmalerei, die mit allegorischen oder symbolischen Figuren und narrativem Beiwerk ihre Szenen ausstaffiert. Nach und nach reduziert und konzentriert sie sich dann auf den Kern der Sache. So führt im 1. Blatt des Zyklus (dem zweiten, das sie erarbeitete) „Die Pflüger“ eine

Bauersfrau den Pflug, den zwei Männer wie Vieh aus dem Hintergrund über den kargen Acker schleppen. In der Endfassung dann: extremes Querformat, nur die beiden Männer, bildparallel gebeugt, die Rücken überschneiden kaum den niederen Horizont und über ihnen lastet ein grauer Himmel, als drücke der die Ausgebeuteten noch nachdrücklich in ihre „gottgewollte Stellung“.

Künstler werde wesentlich – jedes der im Format unterschiedlichen und bis zu sieben Tiefdrucktechniken aufweisende Blatt scheint diesem Motto zu folgen. Es ist ebenso spannend wie aufschlußreich, Käthe Kollwitz auf diesem Weg zu folgen. ¶

Bis 14. Januar 2018

Ein Gewinn für alle

Plädoyer für eine Shortlist - Zur Vergabe der Würzburger Kulturpreise und Kulturmedaillen

Von Achim Schollenberger

Im Spätherbst finden Veranstaltungen der besonderen Art statt: Es sind die Vergaben von Kulturpreis (alle zwei), Kulturförderpreisen und Kulturmedaillen (beide jedes Jahr), mit denen die Stadt Würzburg kulturell „herausragende“ Persönlichkeiten, Künstler und Kulturfördernde auszeichnet. Dazu gibt es alle drei Jahre als „überregional“ strahlendes Ereignis, die Verleihung des Peter C. Ruppert Preises für Konkrete Kunst in Europa, der eher für international arrivierte und bekannte „konkrete“ Künstler und mit 15 000 Euro Preisgeld dotiert ist. Immerhin, seit der letzten Würzburger Kulturpreis-Verleihung wird auch dieser wieder mit 5 000 Euro honoriert. Man hat die geldlose Zeit also wieder ad acta gelegt. In der Vergangenheit war man vorübergehend der Ansicht, daß die Preisträger der Stadt meist in Brot und lukrativer Arbeit stünden und ein Preisgeld nicht nötig sei. Das hatte mitunter bei Professoren und Kirchenmännern zugetragen, aber leider waren auch freischaffende Künstler darunter, die es gut hätten gebrauchen können. Die Förderpreisträger dürfen und durften sich ohne Unterbrechung über 2 500 Euro freuen. In dieser Kategorie hatte man bedacht, daß die Prämierten ja zu fördern wären, wie der Name des Preises suggeriert und dies wohl schwerlich mit einer bloßen Ehrenurkunde gelingen dürfte. Die Träger der Kulturmedaillen bekommen 500 Euro, zusammen mit den Urkunden, meist aus der Hand des jeweiligen Oberbürgermeisters. Nun denn, es ist wieder soweit und dieses Jahr darf sich die **nummer** einer Weitsicht rühmen, hatten wir doch bereits in **Heft 120** ein schönes Porträt des diesjährigen Kulturpreisträgers, des Komponisten Klaus Ospald, zu bieten. Nun soll es aber hier nicht um die Preisträger, darunter auch die Autorin Ulrike Schäfer und die jungen, musizierenden und bereits vielfach ausgezeichneten Geschwister Roberta (19) und Richard (16) Verna, welche wohl Ausnahmetalente sind, gehen, sondern über das Procedere der Kandidatenkür. Warum? Was fehlt? Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels bedient sich ihrer und ist damit erfolgreich, der Kulturkreis der deutschen Wirtschaft, auch andere Preisverleiher nützen sie ebenso. Beim renommierten Turner Prize, dem wichtigen Kunstpreis in London, hat sie eine immense Funktion, und man weiß bei den Preisvergebern ob ihrer Bedeutung, lange bevor der Preisträger gekürt wird. Oder, wer kommt

in Frage für den begehrten Oscar? Auch die Filmindustrie und Cineasten blicken gespannt auf die Nennung der Nominierten.

Die „Shortlist“ ist das Medium, welches das kulturinteressierte Publikum wahrnimmt. Schon nach der Veröffentlichung kann und wird in der Regel der Diskurs beginnen: Wer von den Künstlern ist ausgewählt, kann sich später über 25 000 Pfund oder je 5 000 Pfund freuen (Turner)? Wessen Buch hat den Sprung unter die letzten sechs geschafft, was gleichzeitig eine verstärkte Präsenz im Buchhandel und steigende Nachfrage und für die Gewinner ein gutes Preisgeld mit sich bringt? Taugt die Kunst etwas, sind die Bücher langweilig oder lesenswert? Welcher Film verdient die Trophäe? Wieso gerade der oder die Künstler, Autoren, Schauspieler, Geisteswissenschaftler? Was haben sie bislang gemacht? Was zeichnet ihr Werk aus? Kontinuität oder Eintagsfliege? Heiße Luft oder tieferer Sinn? Genie oder Fleißarbeiter? Für Gesprächsstoff ist gesorgt. Die Liste sorgt für Aufmerksamkeit und Medieninteresse!

In Würzburg geht alles seinen gemächlichen Gang, – wie vielerorts –, was aber kein Grund sein sollte, nichts zu verändern. Überbietet man sich zwar mit musikalischen Darbietungen in den Sommermonaten entlang des Mains ins Uferlose, jagt eine Band die nächste über das Gelände und Innenstadt, fristet der Umstand, daß man doch renommierte Kunstpreise zu vergeben hat, ein geradezu verkümmertes Dasein. Da treffen sich im Herbst die jeweils sieben Juroren der beiden Auswahlgremien, – darunter von Amtes wegen immer zwei Vertreter der Stadt (Kulturamt) –, man diskutiert wahrscheinlich in ein paar Stunden die dicken oder dünnen, spätestens vier Wochen vorab zugesandten Kandidatenlisten durch (wer immer diese auch zusammengestellt hat) und kürt dann die „Würdigen“. Pressemitteilung, raus mit Vita, falls vorhanden. Pause.

Wochen später im November, dann die Festakte (Preise und Medaillen getrennt) im Ratsaal des Rathauses. Musikalische Umrahmung, Laudatoren-Reden, Familie, Freunde, Bekannte lauschen, ein paar neugierige Besucher wollen mehr wissen, wer da ausgesucht wurde, Honoratioren klatschen, Urkunde ohne oder mit Medaille, Gruppenfoto, anschließend Verköstigung, Wein und Small-Talk. War man nicht dabei, und hat man die Tage darauf

die betreffenden Zeitungen nicht gelesen, bekommt man von alledem nichts mit. Schade, hier wird Potential verschenkt!

Wie wäre es nun, wenn in Würzburg die Findungskommission im Sommer pro Kategorie eine Auswahlliste, eine Shortlist, mit jeweils fünf Kandidaten/innen veröffentlichen würde? Es dürfen auch mehr sein. Während der Zeit bis November könnten sich diese Auserwählten dann auch den Würzburgern präsentieren. Sicherlich ließe sich einiges hierzu organisieren. Konzerte dürften kein Problem sein, bei den vielen Musikevents klappt das ja bisher bestens. Man könnte sich auch ein Bild in einer Ausstellung, einem Theaterstück oder andersartigen Veranstaltung machen, an wen und für was seine Stadt nun einen Preis vergibt. Die Preisträger werden dann in einer großen Veranstaltung zum Abschluß bekanntgegeben, das verspricht Spannung.

Wir denken weiter: Gerne wüßte man auch mehr über die Vorauswahlkriterien und das Vorschlagsrecht, werden doch immer wieder Kandidaten aus dem Hut gezaubert, von denen selbst viele Kulturbewanderte nie oder nur wenig gehört, gesehen oder gelesen haben. Wie schafft man es in den erlauchten Kreis der Auserwählten? Medienpräsenz, rege regional und überregionale Tätigkeit, Langzeit-Engagement, Lobby-Arbeit ...?

Gerade verwegen ist die Idee, daß man die Bürger einladen würde, selbst Kandidaten vorzuschlagen. (Schon dröhnt das Argument dagegen: Wer soll das denn managen? Die Flut von Eingaben? Aber sie werden wohl überschaubar sein.) Warum eigentlich sollte dies nur der Stadtverwaltung und den Vergabegremien vorbehalten sein? Schließlich sitzen auch darin nicht immer Unversalfachleute, die jede kulturelle Leistung in den unterschiedlichen Kulturgenres, jede Kunst, jede „Qualität“ gleichermaßen bewerten wollen oder können. Etwas mehr Arbeit wird es wohl werden, und man muß es von Seiten der „Stadt“ und Verwaltung auch wollen.

Bemühen wir hier einmal auszugsweise die Satzung, einzusehen auf der städtischen Homepage. Kriterium der Vergabe für den Kulturpreis der Stadt Würzburg sind laut Satzung „eine durch Geburt, Leben oder Werk mit der Stadt Würzburg verbundene Persönlichkeit (bzw. eine Künstlergruppe/Ensemble o. ä.), die durch ihr künstlerisches Schaffen herausragend gewirkt oder sich in besonderer Weise um das kulturelle Leben der Stadt verdient gemacht hat“.

Im Falle der Kulturförderpreise: „eine durch Geburt, Leben oder Werk mit Würzburg verbundene Persönlichkeit (bzw. eine Künstlergruppe/Ensemble o. ä.), die erste förderungswürdige, professionelle künstlerische Leistungen vorweisen kann“.

Bei der Kulturmedaille verhält es sich wie folgt: „Die

Kulturmedaille der Stadt Würzburg kann erhalten, wer sich in besonderem Maße ehrenamtlich, gemeinwohlorientiert oder fördernd um das kulturelle Leben der Stadt Würzburg verdient gemacht hat. Die Kulturmedaille können sowohl Einzelpersonen, als auch Paare, Gruppen, Vereine und Unternehmen erhalten. Das Preisgeld in Höhe von 500 Euro ist zweckgebunden für eine gemeinnützige kulturelle Maßnahme, Institution oder Vereinigung in Würzburg bestimmt.“

Und weiter: Vorschlagsberechtigt sind laut Satzung für Kulturpreis, Kulturförderpreis und Kulturmedaille der/die Oberbürgermeister/in, alle ehrenamtlichen und berufsmäßigen Stadträte, die Mitglieder der Vergabegremien sowie die Mitglieder des Kulturbeirates. Die Vorschläge sind spätestens vier Wochen vor den Sitzungsterminen und versehen mit einer Begründung dem jeweiligen Vergabegremium (Kultur-, Schul- und Sportreferat der Stadt Würzburg) zuzuleiten.“

Bei einer, bei vielen Anlässen wegen Abwesenheit zu beobachtenden „Kulturbegeisterung“ der oben aufgeführten Personen, sollte auch der wirklich kulturinteressierte Ausstellungs-, Kino-, Theater- und Konzertbesucher dieses Vorschlagsrecht haben. Schließlich ist es auch seine Stadt, das Preisgeld dürfte aus den öffentlichen Mitteln stammen. Bürger ehren auch, würden dies vielleicht gerne kundtun, nicht nur die bürgerstellvertretend gewählte Stadtverwaltung. Dazu müßte man die Satzung ändern, was man könnte, wenn man wollte...

Auf jeden Fall käme durch eine Shortlist und konsequenterweise einer medialen Betreuung seitens der Stadt mit Informationen und Veranstaltungen darum herum, wahrscheinlich mehr kultureller Gesprächsstoff in die Weinstuben und Vernissagenrunden. In Theater-Sektpausen, in der Straba, zwischen zwei Vorlesungen oder einfach bei einer Tasse Kaffee in lockerer Atmosphäre könnte man sich schon darüber austauschen, welcher Kandidat denn nun der passende sei.

Die Liste wäre ein Schritt in die richtige Richtung, denn auch die Nominierten bekämen endlich auch einmal Aufmerksamkeit, schließlich ist der Sprung unter die Kandidaten, wenn sie denn endlich publik werden, eine Auszeichnung für ihr kulturelles Schaffen und das damit verbundene Engagement für diese Stadt. (Auch wenn manche sie schnell nach der Verleihung wieder verlassen, oder längst schon woanders ihre Zelte aufgeschlagen haben. Vorbeischaun, siegen und weiterziehen. Was sich belegen läßt.) Die Medien könnten mit einer Serie über die jeweiligen Kandidaten das ominöse Sommerloch etwas füllen. Die Kultur wäre über eine solche Shortlist genreübergreifend im Gespräch, also alles nachhaltig für die Szene und die Stadt Würzburg selbst. Es wäre ein Gewinn für alle! ♪

Fabulierlust und Realitätssinn

Die Meefisch-Finalisten im Franck-Haus Marktheidenfeld

Von Frank Kupke



Karolina Banz, „Die schlaflose Schlafkatze“ Foto: Melanie Thorun

Natürlich repräsentiert das, was derzeit im Marktheidenfelder Franck-Haus zu sehen ist, nicht sämtliche Strömungen im Bereich der Kinderbuchillustration. Dennoch ist die Bandbreite der diesjährigen Finalistenausstellung des „Meefisch“-Wettbewerbs des Stadt Marktheidenfeld (Kooperationspartner ist der Würzburger Arena Verlag) beachtlich.

So spiegelt die Ausstellung zu dem seit 2007 alle zwei Jahre stattfindenden Wettbewerb für unveröffentlichte Kinderbilderbuchillustrationen auch heuer wieder ein großes Spektrum qualitätsvoller Arbeiten in den wunderschönen Räumen des Franck-Hauses wider.

Da gibt es mit viel Phantasie ganz neu interpretierte Klassiker aus den Grimmschen Märchen, so in den einfach lustig-poppigen Illustrationen der Düsseldorferin Anna-Lena Meyer zu „Hase und Igel“ oder

aber in „Der Zaunkönig“ von Lena Zeise aus Münster, deren naturalistische Vogeldarstellungen jedes Ornithologenherz höher schlagen lassen. Neben dem designhaft Klaren gibt es auch fantastisch Surreales zu sehen.

Ein herrliches Beispiel hierfür ist „Der Bär und die Bienenkönigin“ von Maria-Luisa Uth aus Hamburg (Bilder und Texte). Überhaupt gibt es viele Tierdarstellungen zu sehen, die mit Detailliebe und handwerklicher Meisterschaft zeichnerisch zum Sprechen gebracht werden, etwa bei „So wie du bist“ von Ilonka Baberg aus dem nordrhein-westfälischen Drolshagen. Einigen Illustratoren gelingt es, Ideenreichtum und Realitätssinn mit echtem persönlichen Stilwillen zu vereinen. Herausragend ist hier „Die schlaflose Schlafkatze“ von Karolina Banz aus Wien.

Die 20 in der Finalistenausstellung vorgestellten

Maria-Luisa Uth, „Der Bär und die Bienenkönigin“ Foto: Frank Kupke

Bildbuchprojekte (insgesamt waren 124 Projekte von nationalen und internationalen Illustratoren eingereicht worden) richten sich grundsätzlich an ein Lesepublikum von Kindern im Alter von drei bis fünf Jahren. Allerdings erfreut es auch die Sinne von Erwachsenen, was hier zu sehen ist. Das liegt zum einen an dem enormen Niveau der ausgestellten Arbeiten und der Sogkraft ihrer illustrativen Fabulierlust. Das liegt aber zum anderen auch daran, daß diese Illustrationen einiges über den aktuellen Blick auf das Thema Kindheit und auf die Rolle von Kindern in der Gesellschaft aussagen.

Ohne die Illustrationen soziologisch überzuinterpretieren, lassen sich hier drei Haupttendenzen ausmachen: Da ist zum einen das schlicht Unterhaltssame, das Kindheit als naive Unbeschwertheit auffaßt. Da ist ferner jene Linie, die Kindheit als Abenteuer sieht, bei dem es sich zu bewähren gilt. Und schließlich gibt es jene Bewegung, die an die Vorstellungskraft der Kinder appelliert und, ohne den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, in Phantasiewelten entführt. Bemerkenswert ist, daß die Welt der Erwachsenen in den Kinderbuchillustrationen, außer durch stellvertretende Tierdarstellungen, wenig vorkommt. Platt Pädagogisches spielt in den Illustrationen (und Texten) kaum eine Rolle. Freundschaft und Füreinandereinstehen werden unaufdringlich thematisiert, aber nie mit erhobenem Zeigefinger.

Die Jury hat bereits getagt. Wer den mit 2000 Euro dotierten „Meefisch“-Preis in diesem Jahr bekommt, wird am 9. Dezember bekanntgegeben. Am selben Tag steht auch der Sieger des mit 500 Euro dotierten Publikumspreises fest, über den jeder Besucher der



Finalistenausstellung mitentscheiden kann, in der es auch heuer wieder jede Menge spannende kindgemäße Mitmachangebote (insbesondere für Schulklassen) gibt, die erneut Valentina Harth auf die Beine gestellt hat. Den diesjährigen „Meefisch“-Pokal hat die Künstlerin Anja Jung aus Lohr gestaltet. ¶

Bis 26. Dezember (24. u. 25. Dez. geschlossen)



Ilonka Baberg, „So wie du bist“ Foto: Frank Kupke



Das Motto „Einfach Mensch sein!“ einer Ausstellung ist etwas ungewöhnlich. Doch was die Kunsthalle Schweinfurt in einer „Rundum-Schau“ über das Schaffen des 1943 geborenen Künstlers Peter Wölfel, ehemals Professor für Design an der Hochschule Niederrhein Krefeld, präsentiert, geht über das Übliche hinaus. Es ist quasi ein

sehr persönlicher Einblick in dessen Leben. Wölfel hat schon immer, geradezu zwanghaft impulsiv, Erlebnisse, Eindrücke, Gefühle, Gesehenes und Gefundenes zu einem Gesamtwerk zusammengefügt. Dazu kommt, daß er äußerst spontan, sehr rasch, das, was ihn bewegt oder was ihm gerade begegnet, niederschreibt, zeichnet, arrangiert oder

Der Wert des Menschen

Peter Wölfel in der Kunsthalle Schweinfurt

Text: Renate Freyeisen Fotos: Peter Leutsch



formt, in den verschiedensten Techniken, meist von der Linie oder einer global erfaßten Fläche bestimmt, oft minimalistisch reduziert. Dabei probiert er so ganz nebenbei aus, wie es ist, wenn er blind auf ein Blatt zeichnet, was herauskommt, wenn er Reste eines anderen Lebens, etwa die Fundstücke in einer verlassenen Hütte in Kreta wie zum Gedenken an

die Existenz einer Person, die hier einmal wohnte, zu neuen Assemblagen zusammenfügt, so in neuer Form an diesen Hirten erinnert, der eigentlich ganz vergessen wurde.

Wichtig ist Wölfel nämlich, daß durch sein eigenes Schaffen der Wert eines Menschen unterstrichen wird, daß das Individuum und dessen inne-

res Erleben einzigartig sind. So wie auch seine eigene Person. Dem widersprechen ein wenig die ganz „frischen“, neuen Werke. Wölfel gelangte nämlich durch Zufall an sepia-bräunliche Farbpigmente aus dem Geburtshaus von Trumps Großmutter. Schon war seine Idee geboren: Als Antwort auf das provokative „America first“ des Präsidenten fand bei ihm das Motto „Menschheit first“ in Gestalt einer wild bewegten Masse von Menschen-Kürzeln, bei denen ein einzelnes Individuum nicht mehr auszumachen ist, Eingang auf eine querformatige, weiße Fläche. Solche an Informel erinnernde Bilder sind nicht gerade typisch für Wölfel. Er bewahrt bei aller Reduktion immer einen Rest von Gegenständlichkeit, von Wiedererkennungsmöglichkeit.

Denn eigentlich will Wölfel mit seinen Bildern erzählen, so wie er es auf den kleinformatigen Serienbildern tut, auf denen Alltagsszenen zu ahnen sind. Hier dominiert das Blau – Wölfel nennt es „klassisch“ –, das er auch einsetzt auf anderen Zyklen, wo er Menschen-Kürzel wie im „Friedenszyklus“ geordnet aneinanderreihet. Sie sind eine Antwort auf den wild bewegten „Schlacht-Zyklus“. Eigentlich erzählt Wölfel lieber Geschichten mittels der Kunst, die ihm passiert sind, wie er auch vor seinen Werken bereitwillig Auskunft gibt über deren spezielle Entstehungsgeschichte. Manchmal fügt er auch einen Text oder ein Gedicht hinzu über das, was ihn innerlich bewegt. Daß er aber auch Dingen in der Natur einen Wert und spezielle Bedeutung beimißt, zeigt sich darin, daß er z.B. gesammelte Steine signiert, denn seiner Meinung nach sind Steine ebenfalls Individuen. Daß er beim Urlaub in Kroatien gefundene Steine zu neuen Gebilden kombiniert, auf die er dann mit Aquarellen antwortet, verleiht den steinernen Objekten eine neue Bedeutung und Aufmerksamkeit.

Jeder Besucher der Ausstellung aber muß, bevor er sich ganz in Wölfels Welten begibt, einen fünf Meter langen Spiegel-Gang als „Brücke“ durchschreiten, auf denen er sich selbst sieht und begleitet wird von flüchtig aufgemalten, sehr bunten Zeichen des Künstlers. Gleich fällt dann der Blick auf die dicht an dicht, über und über mit Werken Wölfels bedeckte Rückwand der Kunsthalle in „Petersburger Hängung“. Vor dieser Riesenwand sollen die Besucher verweilen, um vielleicht einzelnes zu entdecken unter den Arbeiten Wölfels, die er geschaffen hat, seit er im Alter von 14 Jahren die Zeichnung von Dürers Mutter kopierte und sich bald darauf entschloß, Künstler zu werden. Der Drang, auf die Schnelle in den verschiedensten Techniken und mit den unterschiedlichsten Materialien Bildliches zu schaffen, ist auf dieser Reise durch Wölfels Welten an der Riesenwand zu spüren, in der Fülle oder auch Vielfalt fast chaotisch.



Peter Wölfel im Atelier, 2017 © Peter Leutsch

Da gibt es Zeichnungen, Gemälde, Landschaften, Figurales, Collagen, Objekte, Fundstücke, Graphiken und anderes mehr, Drahtgebilde, Reverenz an das Schweinfurter Grün, Plastisches, Flächiges, Texte. Auf den Seitenwänden der Kunsthalle erinnern je acht Blätter an Aufenthalte in Japan und China, mit Tusche flüchtig gepinselt auf Reispapier. Reisen, etwa nach Barcelona oder Kreta, schlugen sich nieder in Serien, sei es malerisch oder materiell. Aber auch Künstler wie der Malerkollege Arnold Leissler, werden bei Wölfel in Art einer Hommage gewürdigt, wenn er mit dessen Arbeitsutensilien auf einem Jugendstiltisch an ihn erinnert, oder wenn er die Palette von Margarethe Geiger im Rahmen als Wandobjekt verewigt. Das Blind-Zeichnen nennt er „Sich-Selbst-Überlisten“, und mit der Fischerrain-Serie läßt er seine Jugendzeit wieder aufleben. Dazwischen experimentiert er immer wieder auch mit ungewöhnlichen Materialien, etwa bei Ritzungen in Email oder Asphalt auf Zink. Er bevorzugt sparsame Linien, einfache Formen wie beim Aquarell „Keramik und Früchte“.

Seine unerschöpfliche Phantasie trieb ihn aber auch dazu, aus Draht figurliche Umriss zu formen, etwa den „Mann mit Fisch“, dem er dann einen gestalteten Rahmen gab. Und die in einem Regal präsentierten Objekte aus Porzellan, Glas und Keramik bezeugen außerdem den umfassenden, ungebrochenen Schaffensdrang des Peter Wölfel. Der Betrachter wird die Kunsthalle nahezu übersättigt von den vielen Eindrücken verlassen und hat dabei vielleicht noch nicht einmal die sprachlichen Werke berücksichtigt. ♣

Messe für Hasardeure

Eine Polemik

Von Wolf-Dietrich Weissbach

Mit feinem Gespür der Bestimmer für das Machbare emittiert jährlich mindestens eine das kulturelle Geschehen über die maßen bereichernde Idee aus dem Würzburger Kulturreferat. Also, nichts Originelles, nichts, was es nicht anderswo längst gäbe – weshalb man es hier auch nicht richtig ernsthaft betreiben muß –, sondern nur weil man auch sowas haben möchte. Und das haben wir dann alles: Eine fragwürdige Kulturlage aus Zeitungspapier, ein defizitäres Hafenkonzert, verunstaltete Erinnerung, wofür Landesamt für Denkmalpflege, Stadtväter und Architekt eigentlich wegen groben Unfugs belangt werden müßten ... und bald eine Würzburger Kunstmesse. Die Idee ist so unmusikalisch, daß sie vermutlich von außen an das Amt herangetragen wurde, aber sie ist – auch im BBK sind die Genie-Rudimente in der Überzahl – ebenso sorgfältig durchdacht wie das Vorgenannte. Endlich also wird mal etwas für die bildenden Künstler getan, goldene Zeiten sollen anbrechen, sobald Kunstsammler aus aller Welt über die Mainmetropole herfallen. Und dann kommt ein „Miesepeter“ und verweist darauf, daß für eine halbwegs erfolgreiche Kunstmesse ein paar, wenige, ganz wenige, kaum der Rede werthe Bedingungen erfüllt sein sollten. Natürlich gibt es hier Kunstkäufer, die gelegentlich sogar an richtig teure Werke einen roten Pickel setzen, der ihnen manchmal wenige Tage später von der Ehefrau allerdings wieder ausgedrückt wird.

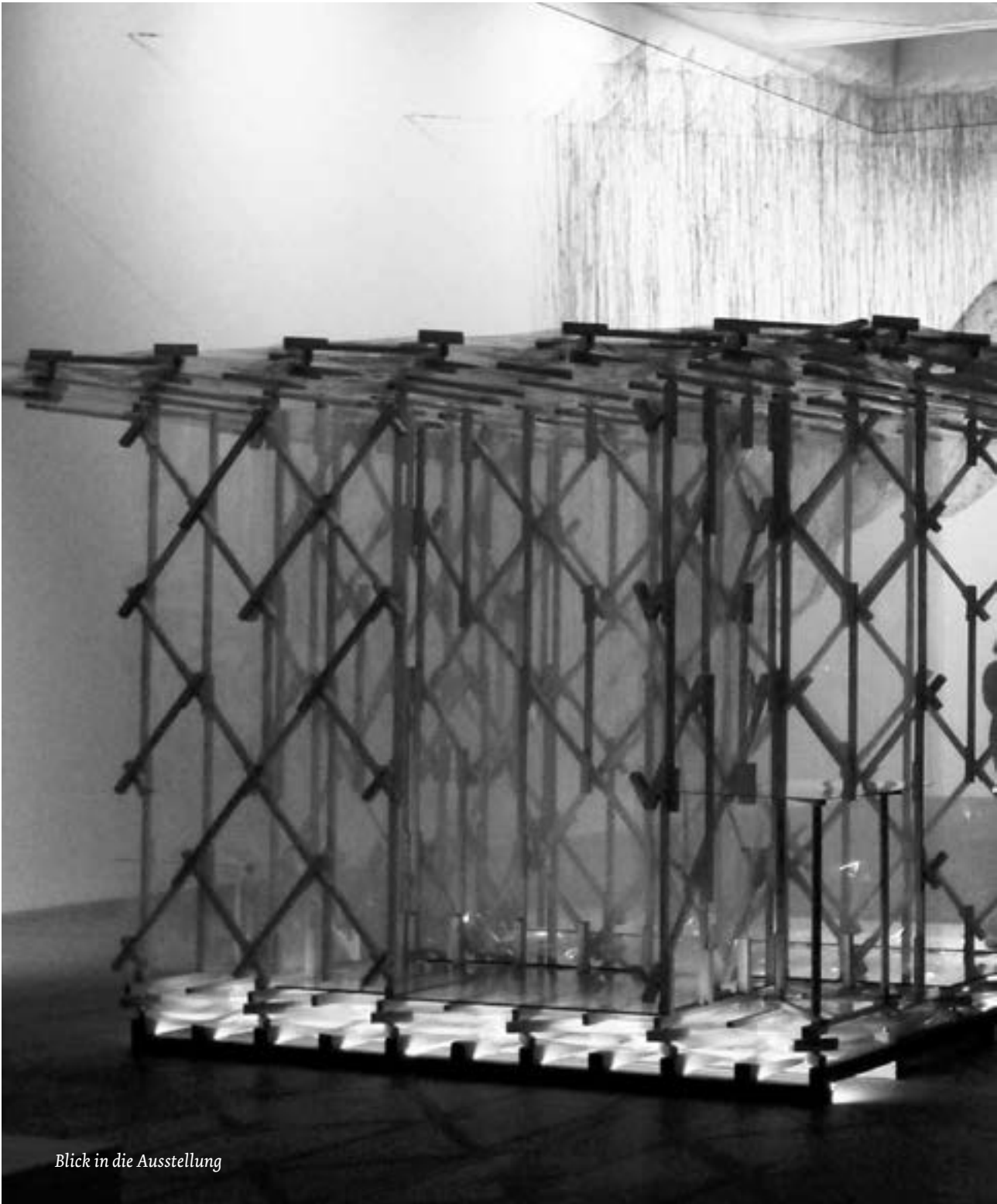
Es gibt sogar ein paar Kunstsammler, die heimische Kunst aus Gründen der Liebhaberei kaufen. Und es gibt noch eine Anzahl Kunstfreunde, die ab und an ein Kunstwerk kaufen. Abgesehen davon, daß diese Käufer ihre Künstler schon entdeckt haben, rechtfertigen die diversen Impulskäufe vielleicht einen Basar (Jahresausstellung im Spitäl), jedoch keine Messe. Die wäre nur sinnvoll, wenn sie für auswärtige Kunstsammler attraktiv, richtig verlockend sein könnte, die entweder unbekannte Talente entdecken oder bedeutende Kunst als Kapitalanlage erwerben möchten. Vielleicht gibt es ein paar unbekannte Talente, wer wollte das ausschließen. Und es gibt durchaus auch ein paar namhaftere Künstlerinnen und Künstler, die jedoch, ohne vor allem Henry Moore geringzuschätzen, als Kapitalanlage noch nicht recht infrage kommen.

Zu oft werden Werke von zu Lebzeiten geschätzten, heimischen Künstlern bei einem Trödler für magere Euros aus der Kruschkiste gezogen, um anderes zu denken. Welche Veranlassung sollten die namhaften, heimischen Künstler haben, sich auf einer örtlichen Kunstmesse, sich einerseits neben Nobodies zu präsentieren und sich zugleich dem Risiko auszusetzen, daß ihr Kunde zu beliebigen anderen überläuft? Zumindest für diese wenigen Künstler ist eine Kunstmesse nur dann sinnvoll, wenn so viele aus ihrer Liga vertreten sind, die so viele Interessenten anlocken, daß die Wahrscheinlichkeit, zufällig einen neuen Kunden zu gewinnen größer ist, als einen Kunden (Stammkunden) an einen Mitbewerber auf dem Kunstmarkt zu verlieren.

Auf einer reinen „Produzentenmesse“ ist dies nicht zu verwirklichen. Man bekommt keine namhaften Künstler (überregional) dazu, sich in Würzburg einige Tage auf einem Messestand rumzutreiben, und schon gar nicht, wenn aufgrund ja letztlich immer beengter Verhältnisse, sie auch noch die Hürde einer Jury nehmen müßten – selbst wenn sich der federführende Würzburger BBK-Vorstand seines schon sprichwörtlichen, fairen und transparenten Nepotismus' befleißigte.

Um also ernsthaft eine attraktive Kunstmesse zu etablieren, müßte man auf Galerien zurückgreifen können, deren Angebot sich dann aber vorrangig aus den Faktoren Standmiete und der auf jeden Fall überregionalen Werbung des Messeveranstalters ergäbe. Die heimische Künstlerschaft bliebe da auf der Strecke, es sei denn sie würde sich gnadenlos ruinieren und sich ohne Wenn und Aber in die Messe einkaufen. Sollte es tatsächlich jemand geben, der für möglich hielte, daß bedeutende, bundesdeutsche Kunstgalerien in Würzburg ... Nein, gibt es nicht. Um es ganz deutlich zu sagen: Von einer Provinzmesse auf Provinzniveau profitierten lediglich der Vermieter der Räumlichkeit, der Messeveranstalter und der Catering-Service. Und ein paar Würzburger Künstler könnten schließlich erzählen, auch einmal auf einer Messe vertreten gewesen zu sein.

Was nun jedoch nicht heißt, daß es nicht Möglichkeiten gäbe, etwas für die Würzburger Künstlerschaft zu tun! ♪



Blick in die Ausstellung



Von der Kunst, ein Teehaus zu bauen

Zu entdecken im Museum für Kunst und Design in Nürnberg

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Das neue Museum für Kunst und Design in Nürnberg hat mit vielen Ausstellungen den Auftrag in seinem Namen glänzend erfüllt, mal der Kunst, mal dem Design dienend, manches Mal beiden zusammen. Selten ist eine Ausstellung so wunderbar gelungen, wie die zum Teehaus. „Von der Kunst, eine Ausstellung zu machen“ wäre kein falscher Titel. Die Ausstellung zeigt die Gegenstände der Ausstellung nicht einfach, sie repräsentiert auch nicht den Anspruch eines Museums, sie reklamiert nicht die Deutungshoheit, die lenkt vielmehr alle Aufmerksamkeit auf die Objekte selbst, die sie regelrecht in Szene setzt. Eine Inszenierung auf höchstem ästhetischen Niveau, ebenbürtig der Gestaltung der gezeigten Objekte.

Die Ausstellungsmacher haben mit der Zusammenstellung und Präsentation der Objekte auch den Geist aufscheinen lassen, aus dem sie geschaffen worden sind. Das gilt für das namengebende Teehaus wie für die Gegenstände um es herum. Es sind nicht viele, aber für das Thema besonders ausgewählte. Sie sind nicht nur schön oder zweckmäßig, das versteht sich von selbst, sondern Zeugen der Philosophie und Kultur Japans. Hier kann man entdecken, was Schönheit mit Einfachheit zu tun hat. Wer unter einer Wolke, die federleicht von der Decke an unzähligen, dünnen Fäden hängt, ein Werk von Yasuaki Onishi, in das Halbdunkel des Saals tritt, steht vor dem Teehaus, das, von Lampen am Boden erleuchtet, den Blick magisch auf sich zieht.

Ein Teehaus ist kein Haus wie hundert andere, es ist der Ort, wo die Teezeremonie zelebriert wird, ein Ort der Stille und der spirituellen Erfahrung. Im Teehaus verdichtet sich das Wesen Japans. Die Zeremonie unterbricht den Fluß der Zeit, die Meditation verändert den Teilnehmer. Der Teeweg feiert nicht Permanenz und Dauer, sondern weist auf die Unbeständigkeit allen Seins. Kengo Kuma, der Schöpfer des Teehauses, ließ sich bei seinem Entwurf vom Mönch und Dichter Kamo no Chomai inspirieren, dessen Klausur Vergänglichkeit und Fragilität ausstrahlen sollte.

In Einzelteile zerlegt wollte er sie in einer Kiste an andere Orte tragen können. Dem folgend erhebt sich das Teehaus mit einem Netzwerk aus sich kreuzenden Holzstäben von gleich kurzer Länge, das einerseits Standfestigkeit und andererseits Transparenz mit drei eingeklemmten Kunststoffolien erzeugt. Die Stäbe, mit Magneten untereinander verbunden, können gebündelt, die Folien aufgerollt werden.

Ein paar Schritte weiter im Halbdunkel des großen Saals trifft der Besucher auf zwei Ebenen mit wenigen exzellenten Objekten, gezielt angeleuchtet und zur Schau gestellt. Niemand, der es einmal gesehen



hat, wird ein gefaltetes Kleid von Issey Miyake vergessen. Hier wird Mode zur Kunst. Daneben steht ein Hocker (Abb.), dessen Wölbungen dem Gesäß festen Halt geben und den stützenden Seitenflächen Stabilität, in der Silhouette erinnernd an ein japanisches Schriftzeichen. An den Wänden des Saals hüllen Fotos und Farbdrucke die Exponate ein. Auf gestufter Ebene sind Gefäße aller Art zu sehen. Nur mühsam kann man dem Drang widerstehen, sie zu berühren. Ein winziges Häuschen stellt sich als Notunterkunft für Katastrophenopfer vor, ein vollwertiges Haus auf kleinstem Raum.

In einem Nachbarraum werden kleinere Stoffbahnen vorgestellt, die für einen Kimono zusammengenäht werden. Japaner lieben die Systematik von Normen. Was Jahrhunderte für die Bauweise galt, ist hier auf die Kleidung übertragen worden. Damit nicht genug. Ergänzt wird der Blick auf Japan durch eine Sammlung von Drucken und Plakaten, die von der unerschöpflichen Bilderfindung der Japaner zeugen.

Die ausgestellten Werke aus Kunst, Architektur, Design und Photographie sind Teil einer kulturgeschichtlichen Entwicklung. Traditionen der Gestaltung finden scheinbar mühelos eine Übersetzung in die Gegenwart. Wer sich gerade die Tränen über den letzten Pfusch an seinem Haus aus den Augen wischt, kann nur staunen über die ungebrochene, handwerkliche Tradition Japans. Die Ausstellung

geht grundlegenden Prinzipien der Gestaltbildung nach, die weit über die Teezeremonie hinausreichen. Sie stellt Fragen. Worauf beruht die Wirkung einfacher Teeschalen? Setzt diese Schönheit Vergänglichkeit und Fragilität voraus? Was hat es mit dem Streben nach Entmaterialisierung und Reduktion auf sich? Wie verhält sich Vollkommenheit zu Unvollkommenheit? Wie stehen Natur und Kunst zu einander? Wie kommt es, daß auch die Wiederholung und Weitergabe gefundener Lösungen als schöpferische Leistung gelten?

Die gezeigten Objekte belegen stichwortartig die japanische Geisteshaltung. Die scheinbare Festigkeit der Dinge steht den dynamischen, dinglich nicht faßbaren Prozessen des Stoffwechsels in der Natur oder der Atmosphäre gegenüber, die weder stillstehen noch ein einheitliches Bild bieten. Die Realität der Gegenstände beginnt sich aufzulösen, Grenzen zu fließen, wie die Malerei belegt. Dinge sind nicht von Dauer. Alles Sein ist unbeständig. Die Wachsamkeit gilt den einmaligen Augenblicken, in denen Bedeutung erkannt und Erkenntnis gefunden werden kann wie in der Stille der Teezeremonie. Begriffe paaren sich wie Natur und Kunstwerk, Vollkommenheit und Unvollkommenheit.

In der geistigen Haltung Japans verbinden sich auf eigentümliche Weise Dinge oder Vorgänge, die das

Abendland nur als sich ausschließende Gegensätze begreifen kann. Darin liegt vielleicht auch ein Grund für die anhaltende Faszination der japanischen Kultur.

Herrschte zu Lebzeiten des Philipp Franz von Siebold noch Neugier auf das geheimnisvolle Unbekannte vor, wuchs und steigerte sich das Interesse nach erzwungener, teils erwünschter Öffnung des Inselreiches nach Westen beständig bis zum ersten Höhepunkt im sogenannten Japonismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Er zog nachhaltige Spuren in die Kunst Europas. Der japanische Holzschnitt begeisterte Maler wie Gauguin oder van Gogh, der bei allem Geldmangel mehr als 100 Holzschnitte besaß.

Die Faszination hat die technische Entwicklung überlebt. Die Gegensätze von regelhafter Perfektion und individueller Entwicklung, von handwerklichem Können und industrieller Präzision, von Tradition und Fortschritt, von Normung und freier Gestaltung, kurz die japanische Sicht auf die Welt und ihre Konsequenzen begeistern heute wie vor 150 Jahren.

Die Ausstellung wird begleitet von Vorträgen, Filmen und Führungen. Wer sich ein großes Vergnügen gönnen will, hier kann er es finden. ¶

Bis 18. Februar 2018



Plakatpräsentation in der Ausstellung



David Bassenz und Kaori Morito, Szene aus Sacre © Nik Schölzel

Sich opfern für die Liebe

Bartók-Strawinsky - Doppelaufführung am Mainfranken Theater Würzburg

Text: Renate Frey Eisen Fotos: Nik Schölzel

Warum opfert sich eine Frau für die Liebe, für ein neues Leben? Diese Frage wurde beim zweiteiligen Opern-Ballett-Abend im Würzburger Mainfranken Theater zwar nicht ganz schlüssig beantwortet, aber als deprimierende Gegebenheit aufgezeigt. Keine leichte Kost also, schon von der Musik her, aber dennoch fesselnd. In Béla Bartóks Oper „Herzog Blaubarts Burg“ opfert sich Judith freiwillig der Liebe zu Blaubart, dem geheimnisvoll düsteren Herrscher über ein Reich der Finsternis und der Tränen, in Igor Strawinskys Ballett „Le sacre du printemps“ wird eine junge Frau nach einem primitiv heidnischen Ritual gewaltsam geopfert für einen männlichen „Gott“, damit durch sie neues Leben im Frühling entsteht.

Bartóks 1911 entstandenes, erst 1918 uraufgeführtes Werk weist gewisse Parallelen auf zu Wagners „Lohengrin“ und dem Frageverbot an eine liebende Frau, leitet sich aber her von einer alten, ungarischen Sage. Strawinskys 1913 uraufgeführtes Werk basiert auf einem alten, russischen Volksmärchen. In beiden endet die Beziehung zum ersehnten Neuanfang tödlich. Beide Werke wurden nun wegen ihrer Entstehung zur selben Zeit, wegen ihrer neuartigen Musik mit verdeckten Anklängen zur Volksmusik, mit Dissonanzen, heftigen Steigerungen und tonalen Schilderungen innerer Zustände zu einem Doppelabend zusammengeschlossen.

Für beide zeichnet Anna Vita, die Würzburger Ballettchefin, für Regie und Choreographie verantwortlich. Wohl deshalb gab es in der einaktigen Oper immer wieder Tanzszenen. Dies bekommt der rätselhaften Symbolik nicht unbedingt. Denn durch die Tänzer erhielt das Mysteriöse viel „Konkretisierung“, statt der beabsichtigten Imagination entstand geradezu Reales. Das widerspricht auch dem Prolog im lyrischen Vorspiel, anstelle einer Ouvertüre vorgetragen von Georg Zeies; er formuliert den Gedanken der Suche nach „Wahrheit“ als kaum faßbar, als „Echo von eines Seufzers Hauch“. Eine solche Verweigerung der Auflösung des Geheimnisses und der Abgründe der menschlichen Seele ist eigentlich das Thema der Oper. Eine weitere Mißlichkeit kam durch Ausstatter Kristopher Kempf in diesem ersten Teil des insgesamt durchaus ansprechenden Abends hinzu: Wohl unbeabsichtigt spiegelte sich

in dem Würfel, der quasi das Innere der „Burg“, also der Seele von Blaubart darstellt, und zu dem Judith, die kompromißlos Liebende, vordringen will, ständig der Dirigent. Das lenkte ab von dem, was Judith eigentlich sehen will, was sie immer tiefer in die verborgenen Geheimnisse der Person des Geliebten eindringen läßt und was schließlich zur Vernichtung oder Aufgabe ihrer eigenen Identität führt. Ob Blaubart am Ende, als sie eingeht in die ewige Nacht, durch ihre Liebe erlöst wird aus seinen düsteren Erinnerungen, wie man

öfter auf der Bühne sieht, blieb offen.

Die Inszenierung betonte auf dem Weg dorthin die mystischen Verweise; das Werk trägt viele Züge des Symbolismus. Das fängt schon an bei den Zahlen, etwa der Sieben; die sieben Türen spielen an auf das Motiv des Zaubers, der Vollkommenheit. Auch Farben gehören zu dieser Symbolik: Nach den ersten zwei Türen wird es heller, im Herrschaftsbereich des Blaubart von der dritten bis zur fünften Tür ganz hell; dabei aber wird immer Rot beigemischt, die Farbe des Blutes, bis sie alles überzieht. Vor einem weiteren Öffnen der Türen warnt Blaubart eindringlich. Ab der sechsten Tür, dem Bild mit dem weißen Tränensee, bei dem hier nur blaue Nebel herabwallten, beginnt mit der siebten, nach der kurzen Aufhellung durch das Erscheinen der ehemaligen Frauen Blaubarts, mit Judiths Eintreten in dessen Liebesreich endgültig die Nacht.

Damit schloß sich der Bezug zum Anfang, als Judith die Welt, das Tor im weißen, eisernen Vorhang, durchschreitet und verläßt und dahinter die dunkle Burg mit den nassen, schwarzen Mauern erblickt, sich weiter vorwagt zum inneren Kern der Burg, der Seele des geliebten Mannes, einem dunklen Kubus mit spiegelnder Vorderseite auf der Drehbühne. Judith, im weißen Kleid aber folgte bedingungslos ihrer Liebe, ließ sich nicht abschrecken von den Warnungen des Geliebten. Diese wurden verstärkt durch eine dunkle Gestalt; man könnte sie als das alter Ego, die unterdrückte Seite der Person des Mannes, deuten.

Im wie immer in Würzburg sehr dürftigen Programmheft heißt sie „Echo“. Getanzt wurde sie sehr ausdrucksvoll von Camilla Matteucci mit weiten, auch heftigen Bewegungen, wenn sie sich ein-

mischte. Auch sonst war die Ballettcompagnie immer wieder tätig: In der „Folterkammer“ hinter der ersten Türe waren nackte Körper zu ahnen; gedeutet wird dieses Bild manchmal auch als Geburt. Nach der Waffenkammer enthüllte die „Schatzkammer“ Gestalten in golden glitzernden Gewändern, die beim Heraustreten ihr wahres Gesicht, nämlich schimmernde Totenschädel zeigten. Der „Garten“ wiederum entließ tanzende Männer in Blumenröcken, ein ebenso verstörendes Bild wie „Herzog Blaubarts Land“, aus dem Menschenmassen quollen mit Armen wie verdorrte Äste. All diesen Visionen war gemeinsam die innere Zerstörung, aber durch den Tanz wirkte manches nur irgendwie befremdlich, fast banal, während der Tränensee viel Platz ließ für Imagination.

Im Schlußbild erhielten die drei „Verflossenen“ Blaubarts kaum tänzerisches Profil, waren durch ihre abgestuft glitzernden Gewänder als Verkörperung von Morgen, Mittag und Abend eher leblose Kleiderpuppen. Als Judith dann ihr weißes Gewand abstreifte, wurde sie im schwarzen Kleid die Vertreterin der Nacht und ging so in Blaubarts Reich ein. Während die optische Seite der Inszenierung nicht immer befriedigte, entschädigte die Oper musikalisch aufs beste.

Das Philharmonische Orchester Würzburg konnte unter Enrico Calessos zupackender Leitung der Partitur differenzierte impressionistische Klangvisionen und heftige, impulsive Schilderungen der Schrecken entlocken. Eine Klasse für sich waren die Sänger: Bryan Boyce, bestens artikulierend und stimmlich prägnant vor allem in den langen parlando-Passagen, beeindruckte in seiner Gestaltung des Blaubart als Mann von weniger gewalttätigen als empathisch menschlichen Seiten, und er bewies sogar tänzerische Beweglichkeit zusammen mit seinem „Echo“. Karen Leiber imponierte als unbeirrbar liebende Judith und gab ihr mit ihrem eher dunkel getönten, großen, dramatischen Sopran viel Überzeugungskraft. In „Le sacre du printemps“ war die Choreographin Anna Vita in ihrem ureigenen Element, machte aus dem Werk ein in sich stimmiges, mitreißendes Tanz-Mysterium. Und heutzutage schockieren auch die zahlreichen Dissonanzen, die extremen Klangverschärfungen, die zerrissene Motivik und Rhythmik nicht mehr.

Was vielleicht mancher Zuschauerin bitter aufstößt, ist die Gewalt der Männer an einer unschuldigen jungen Frau. Doch man darf nicht vergessen: Strawinsky schildert hier ein altes, überholtes Ritual aus einer heidnischen, russischen Vergangen-





Zoya Ionkina, Cara Hopkiins, Kaori Morito und Bryan Boyce,
Szene aus *Blaubart* © Nik Schölzel

heit, stellt diese erbarmungslose Opferung als barbarischen Akt mit grandios dazu passender Musik dar. In Würzburg befindet sich auf der mit Blättern bestreuten Bühne im Hintergrund eine Art Klotz, vielleicht ein Altarblock.

Alles beginnt mit der „Anbetung der Erde“, in der sich schon in den Trikots und deren Farben die Gegensätze manifestieren: Die „Jungen“, in Gelb, betanzen und beschwören den Frühling, der mit grünem Licht suggeriert wird. Um sie herum befinden sich die „Alten“, angetan mit fleckigem Rot-Braun. Vor diesen führen die fünf jungen Leute eine Art Erweckungstanz auf. Bald zeigt sich auch der Anführer der „Alten“, indem er dem Altar-Podest entsteigt. Fast willenlos, hilflos, zitternd, war das Mädchen, das spätere Opfer, im „Entführungsspiel“ diesem „Weisen“ ausgeliefert, ließ sich trotz der Bemühungen der Kameraden nicht von ihm weglocken.

Bewundernswert, wie Kaori Morito in ihren Bewegungen, mal weich, mal angespannt starr, mal wie befreit, dann wieder in ängstlicher Abwehr ihre inneren Befindlichkeiten ausdrückte, wie mutig sie sich hochwerfen ließ, wie akrobatisch sie alle unglaublich schwierigen Figuren meisterte und wie flexibel sie mit ihrem zarten, schmiegsamen Körper das schicksalhafte Opfer eines Mädchens in diesem gewalttätigen Ritual nahebrachte, bis hin zum Schluß, als sie zum Riesen-Tutti des Orchesters auf den Paukenschlag genau in den Altar geworfen wurde.

Ihr Partner und Widerpart war der Weise, der Alte, der Mann. David Bassenz tanzte ihn mit starker, körperlicher und männlicher Ausstrahlung, mit hohen, präzisen Drehsprüngen. Daß ihm das Mädchen verfällt, wurde deutlich auch durch außergewöhnliche Hebungen und Pas de deux, die eher durch Unterwerfung als von Miteinander geprägt waren. Auch die übrigen Ballettnummern, synchron und einfallsreich vom Ensemble ausgeführt, fesselten durch non-verbale Ausdruckskraft, etwa beim primitiv-brutalen Stampfen der Alten beim Ritus für die Ahnen und durch die Kongruenz zur Musik Strawinskys.

Das Orchester bot auch hier wieder unter Calessos eine hochpräzise Leistung bei den „schreienden“, zerrissenen Passagen, den Schichtungen, den überwältigenden Fortissimi, den heftigen Betonungen hin bis zum erbarmungslosen Schlag am Schluß, bei dem dann auch der Alte fiel. Vielleicht war das ein Hinweis darauf, daß solch menschenverachtende Rituale heute passé sind. Das Publikum feierte bei der Premiere begeistert und lange alle Mitwirkenden. ¶

Askese muß man sich leisten können

„Erkenntnisse“ nach einem Kunst-Wert-Symposium in der Akademie der Künste Berlin

Text und Zeichnung: Christiane Gaebert

Am 27. Oktober diesen Jahres lud der Bundesverband Bildender Künstler Kunst- und Kulturschaffende aus dem ganzen Land in die Akademie der Künste nach Berlin ein, um das Titelthema Aspekte zum Wert von Kunst für die Gesellschaft zu diskutieren. Kurzweilig und launig brach der Vortrag von Prof. Dr. Jochen Hörisch das Eis und einige vermeintliche Tabus durch Vorschläge, zum Beispiel gehortete Kunst der Museen zu veräußern, um Mittel und Platz für aktuelle Neuankäufe zu generieren. Ja, wenn wir noch ein paar Jahre warten, dann wird diese Option sehr wahrscheinlich, da die Generationen wegbrechen werden, die den Unterschied zwischen digitaler Projektion und Original sowie den Unterschied zwischen Duktus und Pixel oder Werkzeugspur und 3D-Drucker zu schätzen wissen und auf ein museales Menschheitsgedächtnis pfeifen werden. (Die Würzburger kämpfen ja jetzt schon nicht einmal mehr um ihr Staatsarchiv – Kultur ist dann das, wo keiner mehr hingeh!) Aber zurück zum Thema, ja, was ist denn Kunst nun und warum sollte uns das alle etwas angehen?

Dieser Frage ging man während des Symposiums eifrig nach. Bei der Podiumsdiskussion meldeten sich Künstler zu Wort, gaben Statements ab, die teils an die Darstellung des armen Poeten erinnerten, wie eine Malerin treffend kommentierte und selbst für mehr Mystik und Spiritualität eintrat. Das Kunst wohl den Wert und Lohn selbstgenügsam in sich trägt und den schnöden Mammon nicht anstrebe, sollte zumindest etliche der anwesenden Künstler und Künstlerinnen verstimmt haben, die nicht von freundlichen Spenden ihr Dasein fristen können und wollen, geschweige denn Kinder damit ernähren können. Askese muß man sich leisten können, erben, mitleidige Verwandte, gutverdienende Ehegespense haben oder ins Kloster gehen.

Eine erfrischende Wende, nachdem die Künstlerrunde sich im Esoterischen festzufahren drohte, brachte die konstruktive Wortmeldung von Helge Wütscher, Vorstandsmitglied des BBK Nürnberg, der Ansätze, quasi Kriterien für künstlerisches Schaffen vorschlug, mit dem sich auch der Wert von Kunst argumentativ transportieren ließe. Daß Kunst nicht auf Konsens setzen muß und Komplexitätssteigerung durch Widersprüche erreichen kann,

wurde ebenso thematisiert. Das haben wir regional mit Balthasar Neumanns güldener Badewanne und dem heiß diskutierten Lohrer Schneewittchen von Peter Wittstadt gut gelernt. Auch die Imperia von Peter Lenk im Hafen von Konstanz mußte 1993 in einer Nacht und Nebel-Aktion errichtet werden, um erzürnte, konservative Gegenkräfte vor vollendete Tatsachen zu stellen, die das weltweit größte Denkmal für eine Prostituierte verhindern wollten. An dieser Stelle, von Künstler- und Künstlerinnenseite der Deutschen Bahn ein herzliches Dankeschön, die dieses Werk auf ihrem Gelände damals mutig durchgesetzt hat.

Die Wirtschaftlichkeit solcher umstrittenen Kunst- und Kulturgüter ist inzwischen hinlänglich erwiesen. Sie fördern Tourismus, Merchandising boomt und selbst der uninteressierteste Schüler in Mainfranken kennt das „Schnee-witt-zchen“ (Zitat Jakob, 12 Jahre). Davon gibt's inzwischen T-Shirts. Im Folgenden läßt sich eine Liste einiger Parameter zusammenfassen, die während der Veranstaltung Erwähnung fanden. Kunst, im weitgefassten Sinn, hat also etwas mit Bewußtsein zu tun, mit Hinterfragen, mit Widerrede, ist Lebensäußerung, manchmal unbequem wie ein Stein im Schuh, ist Erinnerung, Mahnmal, Intuition, Achtsamkeit, Meditation, Perspektivwechsel, genaue Betrachtung und Reflexion, Intensität, persönliche Betroffenheit, Dialog, Kommunikation, Lebendigkeit, Aufklärung, Positionsfindung, harte Arbeit, Handwerk, Freiraum, Bewußtseinsweiterung – kurz: Kunst ist gefährlich. Ihre Grundlage ist die Selbstbestimmung, im Keim anarchisch, der freie Geist, der das Werkzeug hat, sich tabu-frei zu äußern auf jede erdenkliche Art und Weise, wann immer es möglich und nötig ist. Vielleicht ist das der Grund, den Kunstunterricht bundesweit nachhaltig zu schwächen?

Vermutlich steckt da aber weniger Kalkül als Dummheit und Unbildung dahinter. Die ebenfalls diskutierte Frage, warum wir in den traditionellen Vernissagen oft ein Publikum jenseits der 60er Altersgrenze haben, mühsam um Besucherzahlen ringen, Käufer- und Sammlerschichten so licht sind wie der Schopf des Publikum-Durchschnitts, ist sehr offensichtlich zu beantworten: WIR ERZIEHEN KULTURFERNE BANAUSEN!

Es scheint aus den Köpfen das Bewußtsein für die



Grundlage menschlicher, kultureller Werte zu schwinden oder schon geschwunden zu sein, wenn wir Rechtfertigungen suchen müssen, um die zugegebenermaßen große Blase des Kunst-Kulturbetriebes in unserem Alltag mit Selbstverständnis zu verankern. In der anschließenden Podiumsrunde beschrieben die Regional-PolitikerInnen und WissenschaftlerInnen Georg Halupczok, Annekatrin Klepsch und Dr. Jürgen Schütz (engagiert sich seit vielen Jahren, bringt Sammler und Künstler zusammen, schafft Netzwerke, initiiert öffentliche Ankäufe, Kunst auf Verkehrsinseln und Stipendien) aus der kulturpolitischen Szene ihre Ziele, Programme und Fördermaßnahmen und stellten sich den aufkommenden Fragen aus dem Publikum. Zusammengefaßt lauten ihre Empfehlungen:

*Stärkere Vernetzung mit interdisziplinärem Aktionismus.
Die Künstlerschaft sollte mehr Forderungen stellen.
Dachverbände und künstlerische Gremien stärken.
Nutzung moderner Verteiler und Netzwerke.
Mehr Unternehmergeist und merkantileres Arbeiten.*

Das ist sicher gut gemeint, aber ist das wirklich wegweisend zielführend? Im Nachhall des Symposiums Befragte empfanden die Stellungnahmen eher lapidar, etwas naiv und hilf- und wirkungslos,

angesichts galoppierenden Unverständnisses eines Großteils des „gebildeten“ Fachpersonals der Politik in diversen Bundesländern. Iris Albrecht aus dem BBK- Vorstand Hamburg, weiß um die niederschmetternden Entgegnungen, wenn man es denn versucht, notwendige Gelder zu beantragen. Sie sollte dem Hamburger Kultursenator gegenüber erstmal Kunst-Wert begründen – da muß man schon schlucken. Ergo: „Forderungen“ verpuffen oft folgenlos.

Problematisch, wenn alles davon abhängt, wes Geistes Kind einem da gegenüber sitzt. Allein die Tatsache, daß wir uns über den Wert von Kunst und Kultur Gedanken machen müssen und zu einem großangelegten Symposium aufrufen, gibt zu denken und sollte wütend machen. Und daß Künstler „froh“ sein sollen, da sie ja immerhin ihr Hobby zum Beruf machen dürfen, ist eine genauso unsinnige wie ärgerliche Floskel, der man gar nicht entschieden genug entgegentreten kann.

Zusammengefaßt: Als Künstler oder Künstlerin hat man keinen 8-Stunden-Tag. In der Regel dafür eine 70 bis 90 Stunden Woche, wobei die Woche gerne 6 bis 7 Arbeitstage umfaßt, bei lebenslanger Ausbildungszeit. Davon bestehen mindestens 40% aus Selbstvermarktung (wenn man keine Geldgeber hat), z. B. Formulare ausfüllen, Wettbewerbsricht-

linien studieren, Transporte organisieren, Ausstellungen auf- und abbauen, Anträge stellen, um nur einige Punkte zu nennen. Das Regeleinkommen liegt dabei häufig in der Höhe des Sozialhilfesatzes. Dazu kommen Materialkosten, Bearbeitungs-, immer öfter Ausstellungs- und Messegebühren, hohe Mieten, notwendigerweise ein Auto, Werbung. Deshalb - hier nun einige unbedingte „Forderungen“:

Grundeinkommen für Künstler unter einem Jahresverdienst von 12 000 €.

Steuerfreiheit bis zu 17 500 € im Jahr.

Vereinfachte Steuererklärung bis zu einem Jahreseinkommen von 30 000 €.

Für Einkommenssteuer zwischen Einnahmen in Höhe von 17 500 bis 30 000 € wahlweise zahlbar mit Kunst, was sonst?

Atelierförderung stärken! Mehr Räume in öffentlichen Gebäuden für Zwischennutzungen und Leerstandnutzung freigeben.

Jedes öffentliche Gebäude (außer Notdurft-Anstalten) muß einen gewissen Prozentsatz an Räumlichkeiten für Ateliernutzung/Workshops kostenfrei für Künstler mit niedrigem Einkommen freihalten. Über Vergabe entscheiden Kunstvereine, BBK, Kulturreferat.

Stundenzahl der musischen und künstlerischen Fächer

sowie Sport an allen Schularten verpflichtend verdoppeln. Entsprechend Lehrerkontingent aufstocken.

Mindestens 50 % der Verkehrsinseln für Kunst zur Verfügung stellen und dafür beim Bauamt ein Expertengremium einsetzen für Koordination, Jury und Betreuung. Soli umwidmen in Kulturroschen oder ähnliches.

Man darf gespannt sein! So treidelt das Kunst-Schiff auf trüber Brühe der Ratlosigkeit, Beliebigkeit und persönlicher Befindlichkeit an Inseln der Hilflosigkeit vorbei, durch Katarakte von Börsenkursen und undurchsichtigen Marktparametern, um schließlich im gärenden Schlamm von Unwissenheit zu stranden?

Denn wenn der Großteil des Kunstunterrichts immer flächendeckender verunmöglicht wird, durch Geringschätzung wirtschaftshöriger Kleingeister systematisch demontiert wird, dann sollte es eigentlich niemanden wundern, wenn irgendwann in entscheidenden Positionen Leute sitzen, die allen Ernstes fragen, wozu Kunst denn gut sein soll - essen kann man sie nicht, trinken auch nicht, meistens jedenfalls nicht.

Das Schlußwort hat hier Joseph Beuys: „Ja, Ja, ja, ja, ja, nee, nee, nee, nee, nee, nee!“



Franck-Haus
Marktheidenfeld
Untertorstr. 6

Öffnungszeiten:
Mi bis Sa 14-18 Uhr
So + Feiertag 10-18 Uhr
Eintritt frei

www.marktheidenfeld.de

Ausstellungen Franck-Haus

bis 26.12. 2017

Der Meefisch

Preis für Bilderbuchillustration

RundSchau 2017

Künstlergruppe
Eschenauer Runde



MAINTEE

Das Teeladen am Spital
mit über 300 Teesorten
Zeller Straße 3
97082 Würzburg

0931-26081643
www.maintee.de

Short Cuts & Kulturnotizen

Der „**Kahnweilerpreis 2017**“ geht an den aus Würzburg stammenden und in Berlin lebenden Künstler **Philipp Hennevogl**. 955 Bewerber mit über 2000 Einreichungen hatten sich zum Genre „Arbeiten auf Papier“ beworben und waren in zwei Jurierungsrunden unter dem Vorsitz von Dr. Britta Buhlmann, der Leiterin der Pfalzgalerie in Kaiserslautern, beurteilt worden.

Hennevogl, auch in Würzburg immer wieder präsent im Rahmen von Ausstellungen, hat mit drei großformatigen Linolschnitten die Fachjury überzeugt. Einen diesmal vergebenen zweiten Preis bekam die Mannheimer Künstlerin Barbara Hindahl. Die Preise, vergeben von Kahnweiler-Gedenkstätte in Rockenhausen sind mit insgesamt 10 000 Euro dotiert, davon erhalten Hennevogl 7 500 Euro, Hindahl 2 500 Euro.

Die Preisverleihung ist am 26. November um 11 Uhr im Museum Pachen. Insgesamt werden dann auch Arbeiten von 28 Künstlern in einer Ausstellung gezeigt werden.

[as]

Dier acht unterfränkischen Künstler Ernst J. Herlet (Schweinfurt), Jürgen Hochmuth (Rimpar/Würzburg), Herbert Holzheimer (Langenleiten/Rhön), Gerd Kanz (Untermmerzbach/Lkr. Haßberge), Gerhard Nerowski (Königsberg/Lkr. Haßberge), Barbara Schaper-Oeser (Würzburg), Werner Tögel (Großenseebach), Gabi Weinkauf, (Güntersleben) und die gebürtige Schweinfurterin Lisa Wölfel (Leipzig) gründeten vor drei Jahren zusammen die **Künstlergruppe „Eschenauer Runde“**.

Im rückwärtigen Galeriegebäude des **Marktheidenfelder Franck-Hauses** zeigen die Künstler bis zum 26. Dezember hochkarätige Arbeiten aus den Bereichen Malerei, Graphik und Bildhauerei. Trotz des gemeinsamen Auftretens als Gruppe legen die Künstler darauf Wert, sich dennoch stilistisch nicht anzugleichen. Das sei „nicht zeitgemäß“, so die „Eschenauer Runde“.

[kup]

Die buchhändlerische buylocal-Initiative „Laß den Klick in deiner Stadt“ lud **Stefan Weidle** im Rahmen der „Woche der unabhängigen Buchhandlungen“ nach Würzburg ein, um seinen Verlag vorzustellen. Einen Abend lang erzählte Weidle in der **Buchhandlung Knodt** einem interessierten Publikum von der spannenden Arbeit eines passionierten Verlegers. In den Anfängen der Verlagsgründung vor nun fast 25 Jahren fand Weidle seine Spezialisierung in der Wiederentdeckung von Exilliteratur, insbesondere von Werken, die um die Zeit der Machtergreifung 1933 herum entstanden waren.

Besondere Begegnungen mit den Emigranten und ihren Nachfahren standen so im Mittelpunkt des ersten Teils seines freien Vortrags. Viel wußte Weidle den Würzburgern insbesondere über den Schriftsteller und Theaterautor Max Mohr zu berichten, der - 1891 in Würzburg geboren und 1937 im Exil in Shanghai gestorben - in seiner Geburtsstadt noch auf eine Wiederentdeckung wartet. Im zweiten Teil des Abends ging es um Weidles langjährige Tätigkeit als Vorsitzender der Kurt Wolff Stiftung, die sich als Interessensvertretung unabhängiger deutscher Verlage versteht.



Foto: Buchhandlung Knodt

Den unabhängigen Buchhandel insgesamt förderte Stefan Weidle mit seiner Idee des „Deutschen Buchhandlungspreises“, für den er lange Jahre warb und letztlich auch beim Kulturstaatministerium und Monika Grütters Gehör fand. Abschließend stellte Weidle aktuelle Bücher aus seinem Verlag vor, der dem deutschen Lesepublikum mit Übersetzungen fremdsprachiger Gegenwartsliteratur aus Ländern wie Georgien, Syrien, Lettland, Portugal, Island und Neuseeland hierzulande noch wenig bekannte Autoren vorstellt.

Im Frühjahr erschien mit „Der Spaziergänger von Aleppo“ von Niroz Malek ein Buch, das in eindrucksvollen Miniaturen vom Leben in einer kriegsbelagerten Stadt erzählt. Der 2016 erschienene satirische Kunstkrimi „Duell“ des Niederländers Joost Zwagerman ist eines der erfolgreichsten Bücher des Verlags, das aktuell in die sechste Auflage geht. Mit der Vorstellung der Herbstneuerscheinung „Dagny oder ein Fest der Liebe“ von Zurab Karumidze machte Stefan Weidle neugierig auf das Ehrengastland der Frankfurter Buchmesse 2018 Georgien, das er selbst schon mehrfach bereist hat. Nach eineinhalb Stunden dankten die Zuhörer mit anhaltendem Applaus und versicherten mehrheitlich, daß sie Stefan Weidle auch gerne noch eine weitere Stunde gelauscht hätten.

[pt]

Verbundenheit ist einfach.



gut-fuer-mainfranken.de

Wenn man einen
Finanzpartner hat,
der Vereine und Projekte
in der Region fördert.

 Sparkasse
Mainfranken Würzburg



Weingut seit 1128
Staatlicher Hofkeller
Würzburg



*„Wo aber der Wein
fehlt, stirbt der Reiz
des Lebens.“* EURIPIDES

Freuen Sie sich auf reizvolle Veranstaltungen
rund um den Wein bei den Events des
Staatlichen Hofkellers in Würzburg.

www.hofkeller.de